

## RÄNDER DES ARCHIVS

LiteraturForschung Bd. 30  
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und  
Kulturforschung

Falko Schmieder und Daniel Weidner (Hg.)

# Ränder des Archivs

Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf  
das Entstehen und Vergehen von Archiven

Mit Beiträgen von

Herbert Kopp-Oberstebrink, Christina Pareigis, Sandra Richter,  
Detlev Schöttker, Franziska Thun-Hohenstein, Sigrid Weigel,  
Stefan Willer, Mario Wimmer und Siegfried Zielinski

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dem Band zugrundeliegende Forschungsvorhaben wurde vom  
Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem  
Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2016,

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: [www.kulturverlag-kadmos.de](http://www.kulturverlag-kadmos.de)

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: Axlo

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-334-2

# Vom Eigenleben der Hinterlassenschaften. Zur Verzeichnung des intellektuellen Lebens und Schreibens von Susan Taubes

CHRISTINA PAREIGIS

Archivarin, Editorin und Biographin in Personalunion zu sein, ist eine Herausforderung, zumal wenn die ganz verschiedenen, mit jeder einzelnen Rolle verbundenen Erfordernisse auf dasselbe Material bezogen sind. Die gleichzeitige Ausübung dieser ganz unterschiedlichen Funktionen ist aber auch ein Privileg, denn sie ermöglicht es, das Verhältnis zweier aufeinander bezogener Ordnungen, die in der Regel auf unterschiedlichen Wegen generiert werden und an voneinander getrennten Orten existieren, für die Arbeit mit den Materialien produktiv zu machen: die Ordnung von Nachlassmaterialien im Archiv, sichtbar in Gestalt des Inventars und von Textkorpora, und die ›An-Ordnung‹ dieser nunmehr zu Archivalien gewordenen Materialien, etwa mit dem Ziel, sie als Zeugnisse einer intellektuellen Geschichte lesbar zu machen. Die wechselseitige Beziehung dieser unterschiedlichen Ordnungen berührt die »Überkreuzung des Topologischen und Nomologischen«, die Derrida in seinem Buch *Mal' d'archive* als Wesenszug der archontischen Aufgabe ausstellt.<sup>1</sup> Dies insofern, als es dabei um die Überkreuzung und teilweise Übereinstimmung zweier Archiv-Orte geht: desjenigen, an dem die Dokumente aufbewahrt werden, und desjenigen, an dem Recht und Kompetenz der Auslegung über diese Dokumente praktiziert werden: von den *archonten* an ihrem Wohnsitz, dem *archeion*.

Nun sind die Berliner Räume des Susan Taubes-Archivs<sup>2</sup>, von denen im Folgenden gesprochen werden soll, weder Wohnsitz der darin arbeitenden Archivarin, Editorin und Biographin, noch werden darin Gesetze gehütet; stattdessen befindet sich in ihnen der Nachlass einer Schriftstellerin und Philosophin, deren von Transit und Exil geprägten Lebenswege, so außergewöhnlich sie auch sind, exemplarisch für eine Biographie im 20. Jahrhundert stehen. Taubes' schriftliche Hinterlassenschaften werden in den Archiv-Räumen sondiert, geordnet, ver-

---

<sup>1</sup> Jacques Derrida: *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, Berlin 1997, S. 12.

<sup>2</sup> Das Susan Taubes-Archiv befindet sich seit 2003 am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin.

vollständig und gleichzeitig für die Arbeit an Edition<sup>3</sup> und Biographie zugänglich gemacht. Die antike Urszene, mit der Derrida ausgehend von der juristischen Funktion von Archiven sein *Mal d'archive* entwickelt, unterscheidet sich damit auch in anderen Hinsichten von der Archiv-Situation, um die es in diesem Beitrag geht; hier ist sie Anregung dafür, über eine ähnliche Spannung von Sammlung und Deutungshoheit in Hinblick auf den Umgang mit den Hinterlassenschaften von Susan Taubes nachzudenken. Diese Spannung betrifft das Archiv als konkreten Aufbewahrungsort und Arbeitsort in einem. Welche Arbeitsschritte und Methoden sind es, die an diesem Ort aufeinander bezogen werden, welche Herausforderungen und Verantwortlichkeiten gehen damit einher?

Die Antwort dieses Beitrags darauf gliedert sich in zwei Teile. Der erste widmet sich der Verzeichnung einer Ordnung im Archiv und der zweite einer weiteren Verzeichnung in Gestalt der biographischen Studie, für die das Archiv der Ausgangspunkt ist. Dabei sollen ausschnitthaft einige Dokumente aus dem Susan Taubes-Archiv selbst zur Sprache kommen, denn diese thematisieren ihrerseits Aspekte von Ort beziehungsweise Ortlosigkeit und Ordnung beziehungsweise Unordnung, in ihrer Eigenschaft als Zeugnisse eines bewegten intellektuellen Lebens und Schreibens, die einer Ordnung im Archiv nicht vollständig unterstellt werden können.

## Das archivierende Archiv

Die Fragen nach Methoden, Herausforderungen und Verantwortlichkeiten standen am Anfang dieser Verzeichnungsarbeit, also noch vor dem Archiv, als es zunächst darum ging, die Hinterlassenschaften zu sichten und zu sondieren mit dem Ziel, überhaupt erst einmal darin die vermuteten Spuren eines Werks und einer damit verbundenen Biographie zu finden, die archiviert und in einem weiteren Schritt einem Publikum bekannt gemacht werden müssten. Jetzt, da es seit langem offenkundig ist, dass es sich um den Nachlass einer außerordentlichen Autorin handelt, die Akteurin in diversen transatlantischen intellektuellen Konstellationen war, stellen sich diese Fragen weiterhin, um fortwährend die Voraussetzungen für die editorische und biographische Arbeit herzustellen und zu wahren.

---

<sup>3</sup> Vgl. Sigrid Weigel (Hg.): *Schriften von Susan Taubes*, München/Paderborn. Bisher liegen vor: Bd. 1,1: Christina Pareigis (Hg.): *Die Korrespondenz mit Jacob Taubes 1950–1951*, München/Paderborn 2011, Bd. 1,2: Christina Pareigis (Hg.): *Die Korrespondenz mit Jacob Taubes 1952*, München/Paderborn 2014, und Bd. 3: Christina Pareigis (Hg.): *Prosaschriften*. Aus dem Amerikanischen von Werner Richter, München/Paderborn 2015.

Der Zustand, in dem sich Taubes' Hinterlassenschaften zum Zeitpunkt ihrer Entdeckung befanden, und der Zustand, in dem sich ihr Nachlass nun befindet, bedingen die Art und Weise des weiteren Umgangs mit dem Material. Sowohl für Edition und Biographie als auch für die Einrichtung des Archivs spielt die Beziehung zwischen den verschiedenen Ordnungen eine wesentliche Rolle; sie impliziert die Frage nach den Wegen, über die das Archiv konstituiert wird, die Frage, wie vermeintliche Unordnungen in Ordnungen zu verwandeln seien oder mitunter auch umgekehrt. Entscheidend dabei ist die Wechselbeziehung zwischen Archiv und dessen, was es birgt. Derrida beschreibt diese Beziehung, indem er mit dem zeitlichen auch ein dynamisches Moment betont: »[D]ie technische Struktur des *archivierenden* Archivs bestimmt auch die Struktur des *archivierbaren* Inhalts schon in seiner Entstehung und in seiner Beziehung zur Zukunft. Die Archivierung bringt das Ereignis in gleichem Maße hervor, wie es sie aufzeichnet.«<sup>4</sup> Verzeichnung ist für den Umgang mit den Hinterlassenschaften von Susan Taubes ein wesentliches Stichwort, genauer, die doppelte Verzeichnung: der Materialien in ein Inventar als Voraussetzung für die Verzeichnung des Lebens und Werks von Susan Taubes. Das Derridasche »Ereignis« wäre hier das Sichtbarwerden der Materialien, und dieses wiederum entscheidet darüber, in welcher Weise und als was diese Materialien künftig lesbar sein werden, zum Beispiel als biographische und intellektuelle Zeugnisse.

Voraussetzung für dieses Lesbarwerden ist ein doppelter Transfer, zunächst in Gestalt der Überführung der Hinterlassenschaften vom Privatraum in die Institution Archiv und dann eines weiteren Aufbruchs, nämlich aus der archivarischen Ordnung in die neue An-Ordnung der Materialien, etwa in Konstellationen, die sie als solche Zeugnisse entzifferbar machen.

Der Nachlass von Taubes birgt Briefe und Tagebücher, Manuskripte und amtliche Dokumente aus vier Jahrzehnten – den 30er, 40er, 50er und 60er Jahren des 20. Jahrhunderts – und in fünf verschiedenen Sprachen – Ungarisch, Englisch, Deutsch, Französisch und Hebräisch. Die Papiere zeugen von komplexen und lebendigen dialogischen Beziehungen zwischen Zeitgenossen und Texten, mit persönlichen und kollektiven Erfahrungen, mit historischen Ereignissen und Konflikten. Die erste Recherche, noch vor dem Archiv, ergab zunächst diese groben Haltepunkte eines Lebenslaufes:

Geboren 1928 in Budapest und dort aufgewachsen, emigrierte Susan Taubes 1939 im Alter von elf Jahren mit ihrem Vater in die Vereinigten

---

4 Derrida: *Dem Archiv verschrieben* (Anm. 1), S. 35.

Staaten. Seitdem führte sie ein Leben, das vor allem von Bewegungen gekennzeichnet war: zwischen Geographien und Sprachen, zwischen unzähligen persönlichen Begegnungen und zwischen den unterschiedlichsten Verortungen als Künstlerin und Philosophin. Im November 1969 nahm sie sich auf Long Island das Leben, wenige Tage nach Erscheinen ihres Romans *Divorcing*.

Dieser Roman und eine große Anzahl weiterer, vielfach unveröffentlichter Schriften privater, wissenschaftlicher und literarischer Art haben Taubes überlebt und zeugen auf je unterschiedliche Weise von diesem Leben und einem Schreiben, das von Erfahrungen des mehrfachen Verlustes und von Ortlosigkeit geprägt war. Sie bilden das Material für ein Wegenetz, auf dem die Stationen der komplizierten Lebenswege von Susan Taubes verzeichnet werden können.

Alle diese Hinterlassenschaften führten jahrzehntelang ein unentdecktes Nachleben in den Privaträumen der Kinder von Taubes in New York, bis Sigrid Weigel, Herausgeberin der *Schriften von Susan Taubes*, ihnen auf die Spur kam, zunächst über Hinweise bei der Lektüre von *Divorcing* und dann über etliche weitere Recherchen. Die Übergabe der Materialien fand vor mehreren Jahren statt und seither werden sie am ZfL inventarisiert und erforscht. Die Vorgeschichte des Susan Taubes-Archivs, angefangen von der versteckten Fährte im Roman, über die erste Kontaktaufnahme mit Taubes' Kindern, die gleichzeitig ihre Erben sind, bis zur Überführung der Hinterlassenschaften von New York nach Berlin, ist im Vorwort des ersten Bandes der Susan Taubes-Edition ausführlich beschrieben:

In einem jener typischen New Yorker Apartments eines Altbaus der Lower East Side bot sich uns zum verabredeten Zeitpunkt der Übergabe eine filmreife Szene dar: auf dem kleinen Esstisch zwei Koffer mit offen stehendem Deckel, in denen sich die unterschiedlichsten Papiere befanden – Pässe aus verschiedenen Lebensphasen, aus Ungarn und den USA mit Visen für Israel, Frankreich und andere Orte; Briefe, Tagebuchblätter und weitere Aufzeichnungen; – darunter, unter dem Tisch, Kartons, gefüllt mit Heftern und Briefumschlägen voller Manuskripte und Korrespondenzen; außen auf einem Karton die Aufschrift ›Mom's Docs + Papers‹. [...]

Der Schauplatz der Übergabe ist ein Moment der Schwelle – nicht mehr intime Erinnerung, noch nicht Ordnung des Archivs. In der Szene der New Yorker Übergabe sah das so aus: Jeder der Beteiligten greift ein Dokument, fängt leise zu lesen an, wechselt bei besonders faszinierenden Passagen unwillkürlich ins Vorlesen. Einzelne Sätze stehen plötzlich im Raum, Fragmente einer Biographie, die in diesem Augenblick zum Monument werden. Später, im Archiv, wird man sie wieder suchen, um sie in den ›historischen Kontext‹ zu stellen.<sup>5</sup>

<sup>5</sup> Sigrid Weigel: »Zur Edition der *Schriften* und zum Nachlass von Susan Taubes«, in: *Susan Taubes* (Anm. 3) Bd. 1,1, S. 7–10, hier S. 10. Zur Geschichte des Susan Taubes-Archivs vgl.



Was ereignet sich hier zwischen intimer Erinnerung und Ordnung des Archivs? Es ist der Transfer der hinterlassenen Dokumente aus ihrem »Ort ohne Status von Orten« in einen Ort, der hier seinen Status durch die definierten Eigenschaften der Institution erhält. Im Verhältnis dazu sind Hinterlassenschaften die *Heterotopien* des Archivs, dies insofern sie sich als Dokumente *vor* dem Archiv befinden – un katalogisiert, verborgen, mitunter inkognito.<sup>6</sup>

Im Falle von Susan Taubes bedeutete also der Transfer in einen Ort mit Orts-Status auch die Hinterlassenschaften, die ja selbst die Stationen einer mehrfachen, lebensgeschichtlich erfahrenen Ortlosigkeit markieren, ein weiteres Mal auf den Weg zu bringen: aus dem unerkannten Privatraum in New York in die Berliner Institution des Archivs.

Die konkrete Realisierung des Wechsels vom privaten, familiären in einen institutionalisierten, akademischen Raum kann, inspiriert von der Derridaschen Ambivalenz des *Mal d'archive*, als eine zugleich lustvolle und problematische Aufgabe betrachtet werden, weil sie zu einem gewissen Grad jene archontische Macht verleiht, als die Derrida diejenigen Instanzen bezeichnet, welche die Autorität über das Gesetz des Archivs beanspruchen, d. h. über Sammlung, Bewahrung und Auslegung der Dokumente.<sup>7</sup> Das bedeutet zunächst einmal, die Dokumente zu klassifizieren, und dieser Akt läuft der überlieferten Ordnung mitunter zuwider. Fragen nach Pertinenz oder Provenienz, nach der materiellen Beschaffenheit eines Schriftstückes oder nach seiner Gattung, prallen auf die Folgen persönlicher, nicht immer nachzuvollziehender, mitunter ganz anderer Entscheidungen, die dazu geführt haben, dass dieses oder jenes Zeugnis an diese oder jene Stelle in den Nachlass gelangte – oder auch daraus verschwand. Theoretische Skizze oder private Korrespondenz? Intime Mitteilung oder intellektuelles Zeugnis? Die Frage, ob die Trouvaille in Gestalt eines eindrucksvollen Satzes, der im Moment der Übergabe im Raum stand, Teil einer eiligen Notiz etwa auf der Rückseite einer »amtlichen Urkunde« ist, aus einem Tagebuch stammt und damit der Kategorie »persönliche Lebensdokumente« unterstellt wird, oder ob sie als eine Passage aus einem Brief unter »Korrespondenzen« abgelegt wird, entscheidet mit darüber, wie dieses Dokument später gelesen wird.

---

auch: Sigrid Weigel: »Hinterlassenschaften, Archiv, Biographie. Am Beispiel von Susan Taubes«, in: Bernhard Fetz/Hannes Schweiger (Hg.): *Spiegel und Maske. Konstruktionen biographischer Wahrheit*, Wien 2006, S. 33–48.

6 Sigrid Weigel: »An-Archive: Archivtheoretisches zu Hinterlassenschaften und Nachlässen«, in: *Trajekte. Zeitschrift des Zentrums für Literatur und Kulturforschung Berlin* 10 (2005) 4, S. 4–7, hier S. 5, in Anlehnung an Michel Foucault: *Des espaces autres* (1967), dt.: *Andere Räume* (1984).

7 Derrida: *Dem Archiv verschrieben* (Anm. 1), S. 11.

Überhaupt kommt zwischen intimer Erinnerung und Ordnung des Archivs für die *Intellectual History* (Privat)Briefen eine besondere Bedeutung zu, denn sie nehmen eine »mittlere und vermittelnde Stellung zwischen natürlichem Leben und intellektueller Welt ein«<sup>8</sup>. In ihnen werden »Informationen gegeben und Erfahrungen ausgetauscht [...], Ansichten mit Empfindungen ungesondert mitgeteilt, werden Urteile versuchsweise abgegeben und relativiert, aus denen am Ende irgendwann einmal ein gewisser intellektueller Habitus wird«<sup>9</sup>. Korrespondenzen berichten also in spezifischer Weise von Arbeitsvoraussetzungen und dem Austausch von Wissen bei der Entstehung von Manuskripten. Sie sind im besonderen Maße von der Begegnung beider Ordnungen, vor und im Archiv, betroffen. Einmal, weil die Zerstreuung über die verschiedensten postalischen Wege ohnehin zu ihrem Wesen gehört, aber auch, weil Briefe im Archiv den Schwellenort besetzen, wo sich persönliche Zeugnisse und intime Mitteilungen in öffentliche Dokumente verwandeln, einen Ort also, wo die Leser mitunter zu Voyeuren werden.<sup>10</sup> Genau dort setzen Handlungen von Personen und Institutionen ein, zufällige und absichtsvolle: von Erben und Familienangehörigen, Freunden und Briefpartnern, aber auch Verlagen und Instituten. Sie entscheiden über Erhaltung und Vernichtung, Sammlung oder eben auch Zerstreuung der Zeugnisse. Im Falle des Nachlasses von Susan Taubes ist beispielsweise bis jetzt die Frage ungeklärt, warum es hauptsächlich ihre eigenen Briefe sind, die darin überliefert sind, die meisten Antwortschreiben ihres damaligen Ehemannes Jacob Taubes jedoch unauffindbar bleiben. Hat sie die Briefe verbrannt oder sind sie an einem unbekanntem Ort verborgen? Eine zusätzliche Schwierigkeit im Umgang mit Korrespondenzen stellt die weiterführende Recherche in anderen Archiven und Nachlässen dar. Ob im *Archives Department* der *National Library of Israel*, in der *Rare Book & Manuscript Library* der Columbia University in New York oder in der *Cité du livre* in Aix-en-Provence: Dokumente aus der Hand von Susan Taubes oder solche, die sie auch nur betreffen, firmieren in den Katalogen unter dem Namen ihres Gemahls oder verbergen sich als Nachschriften in dessen Briefen, die wiederum in Nachlässen Dritter aufbewahrt werden usf.

Die Rekonstruktion der Bedingungen und Voraussetzungen, unter denen ein Nachlass entstand, um diese dann bei der weiteren Arbeit

<sup>8</sup> Gert Mattenklott: *Über Juden in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1992 (veränderte und erweiterte Neuausgabe von: *Jüdische Intelligenz in deutschen Briefen. 1691–1988*, Frankfurt a. M. 1988), S. 13.

<sup>9</sup> Ebd., S. 12.

<sup>10</sup> Weigel: »An-Archive« (Anm. 6), S. 7.

am Material mitbedenken zu können, gestaltet sich also aufgrund von Lücken und Verlust kompliziert; die Ordnung im Archiv unterläuft dies Vorhaben zusätzlich, denn der Eingriff in die überlieferte Ordnung stört und zerstört immer auch das spezifische Eigen- und Nachleben von Hinterlassenschaften.

Und doch müssen die archivarischen Schritte unternommen werden, um den atopischen Hinterlassenschaften vor dem Archiv im und als Archiv einen Orts-Status zu verschaffen; dabei stößt man auf materielle Widerstände. Das »Archivübel« wird am eigenen Leibe spürbar beim bloßen Öffnen von Mappen, die mitunter seit Jahrzehnten nicht geöffnet wurden, dem Entfernen von Minuzien, die einem dabei entgegenrieseln, der gewaltsamen Trennung von Papieren, von denen man nicht mehr wissen wird, warum ausgerechnet sie nebeneinander aufbewahrt wurden, beim Ans-Licht-Zerren von intimen oder auch beiläufigen Notizen und bei der Beförderung in durchnummerierte Archivkartons – all dies in dem Bewusstsein, dass diese Form der Ordnung die alte zerstört und andere ausschließt.

Aber die Ablage des Materials produziert nicht nur eine Veränderung, die zerstört. Die Verwandlung in Archivgut produziert die Möglichkeit, das Material als »epistemische Schätze«<sup>11</sup> überhaupt erst einmal zugänglich zu machen. Das zeigte sich im Falle der Hinterlassenschaften von Susan Taubes während der Überführung der Materialien aus maroden Koffern und Kisten in alterungsbeständige Archivboxen.

Dabei ereignete sich neben der Verwandlung der ungeordneten Dokumente in aktenkundige Archivalien eine zweite Verwandlung, nämlich die der bislang größtenteils schweigenden, weil selten besesehenen Nachlassdokumente in eine beredte Verzeichnung von Leben und Werk der Philosophin und Schriftstellerin. Postkarten, Aerogramme und Briefe fügten sich zu Korrespondenzserien, Notizen, Durchschriften und Skizzen gaben sich als Teile eines literarischen und philosophischen Werkes zu erkennen, Pässe, Visa und Aufenthaltstitel als Hinweise auf ein bewegtes Leben zwischen Geographien und Sprachen; die Trouvaille wird als Brief verzeichnet, ein Philosophen- und Liebesbrief in eins, der aber nie abgeschickt wurde.

Dem Archiv eignen »zwei Körper«<sup>12</sup>: In der metaphorischen Rede bezeichnet es ein spezifisches Verständnis von Geschichte und kulturellem Gedächtnis in so unterschiedlichen Disziplinen wie Philosophie, Mediengeschichte, Kunst- und Kulturwissenschaft. Zum anderem zeigt

11 Knut Ebeling/Stefan Günzel: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Berlin 2009, S. 7–26, hier S. 21.

12 Ebd., S. 10.

es sich wie hier, im Falle des Susan Taubes-Archivs, als konkrete Institution, als Ort der Produktion von Erzählung, an dem sich Verborgenes und Sichtbares begegnen, Geheimnis und Offenkundigkeit. Anstatt Vergangenheit zu repräsentieren, produziert es Geschichte, auch Lebensgeschichte, verbirgt entweder ihre Koordinaten oder bringt sie zu Gesicht.

In welcher Gestalt können diese Koordinaten verzeichnet werden? Die reichhaltige Materiallage, wie sie sich im Nachlass von Susan Taubes zeigt, legt die intellektuelle Biographie nahe, denn Ausgangspunkt dafür sind in allererster Linie die Hinterlassenschaften als »Vermächtnis im Sinne einer intellektuellen Summe«<sup>13</sup>. Was immer sich über die Autorin und die Entstehung ihres Schreibens sagen lässt, orientiert sich an der Aktenlage; diese ist nicht Quelle für die kohärente Darstellung eines Lebens, sondern für eine Darstellung der Hinterlassenschaften, welche die Hinterlassende überlebt haben. Die Orientierung an den Akten begründet sich allerdings nicht durch den juristischen Schriftlichkeitsgrundsatz *quod non est in actis, non est in mundo*, sondern gerade durch die Tatsache, dass das, was in der Welt ist – kursierende persönliche Erinnerungen und Anekdoten, Mythen und literarische Porträts –, das, wovon die Materialien zeugen, verschweigen und überlagern, oftmals zugunsten der Verfestigung eines ganz bestimmten Bildes der betreffenden Person, oftmals zugunsten der Erzeugung von Legenden, die so in Umlauf gebracht werden.

So gilt der zweite Teil dieses Beitrags der Hinwendung zu den Dokumenten selbst: den nachgelassenen Schriften von Susan Taubes.

## Das Eigenleben der Objekte

Am Beginn der Geschichte der Entdeckung von Taubes' Hinterlassenschaften stand ihr Roman *Divorcing*, veröffentlicht im Herbst 1969 bei Random House in New York und 25 Jahre später ins Deutsche übersetzt<sup>14</sup>. Der Roman erzählt die Lebensgeschichte von Sophie Blind, einer jüdischen Intellektuellen, die als Kind aus Ungarn in die USA emigrierte. Mit verschiedensten Techniken der Überblendung und Verschiebung

<sup>13</sup> Sigrid Weigel: *Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses*, Wien 1999, S. 323.

<sup>14</sup> Susan Taubes: *Scheiden tut weh*, München 1995. Die Titel-Übersetzung von *Divorcing* ist missglückt. Taubes' Tochter Tanaquil erinnert sich allerdings an eine Begebenheit, von der sie im Alter von 12 Jahren, kurz nach dem Tod ihrer Mutter, hörte: Danach wollte Taubes ihren Roman *To America and Back in a Coffin* nennen. Random House fand den Titel nicht einprägsam genug und schlug die Umbenennung vor, mit der Taubes jedoch nicht glücklich war.

dekonstruiert dieser literarische Text das Gattungsmuster einer Biographie als Entwicklungsroman des Erzählers. In poetischer Gestalt wird dabei die Konvergenz von »technischer Struktur« und »archivierbarem Inhalt« *par excellence* thematisiert; damit ist hier der Reflexionsgrad für ein Projekt auf Basis von Hinterlassenschaften im Archiv von diesen selbst vorgegeben. Wenn nämlich im Roman die Geschichte der Protagonistin erzählt wird, ergibt dies alles andere als die Diltheysche Chronik der Entwicklung einer Person in ihren lebensgeschichtlichen Zusammenhängen.<sup>15</sup> Ineinander geblendet werden in abwechselnd surrealer, phantastischer oder realistischer Erzählweise die unterschiedlichen Orte, an denen Sophie sich zu unterschiedlichen Zeiten aufgehalten hat, und die verschiedensten Personen, denen sie in ihrem Leben begegnete.<sup>16</sup> Dazu kommt, dass der Roman aus der Perspektive einer Toten gestaltet ist; so erinnert in einer Szene von *Divorcing* die Ich-Erzählerin den Abschied von ihrem Geliebten, der im Augenblick der Trennung zu den »Glücklichen in Chronos' Familienalbum« entrückt, mit diesen Worten: »Ein liebenswürdiger Fremder, erkundigst du dich nach meiner Arbeit. Jetzt, da ich tot bin, kann ich endlich meine Autobiographie schreiben.«<sup>17</sup> An anderer Stelle soll Sophie, deren Körper gerade auf einem Seziertisch in Einzelteile zerlegt ist, Zeugnis von sich ablegen. Daraufhin verweist sie auf ihre vergessenen Veröffentlichungen und Aufzeichnungen, die in einem verlorenen Koffer zu suchen seien. Ergänzend heißt es etwas später: »[...] ich habe nichts Persönliches anzugeben, alles über mich ist öffentlich.«<sup>18</sup> Als Tote, die ihrer eigenen Leichenschau beiwohnt, hat das erzählende Ich weder Souveränität über seine nunmehr unabhängig voneinander existierenden physischen Bestandteile, noch über irgendeine Grenzziehung zwischen Werk und Lebensspuren, zwischen Texten für die Öffentlichkeit und intimen Aufzeichnungen – und auch nicht über kursierende Erinnerungen und Legenden über sein Leben. Die Äußerungen dieses Ich können somit als Hinweis auf die Unmöglichkeit gelesen werden, aus dem, was man scheinbar weiß, das zusam-

<sup>15</sup> Vgl. Wilhelm Dilthey: »Die Biographie« (= Plan der Fortsetzung zum Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, IV), in: ders.: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Gesammelte Schriften*, Bd. 7, Göttingen 1961. Dilthey legt hier sein Verständnis der Biographie als »literarische Form des Verstehens von fremdem Leben« dar und das damit verbundene Gebot zur Erfassung von »Wirkungszusammenhang« als Maßstab für die Bewertung von Hinterlassenschaften in ihrer Eignung *Zusammenhang* zu stiften (S. 246–247).

<sup>16</sup> Zur Art und Weise, wie Taubes' Roman die Konventionen und Rezeptionserwartungen der Gattung Biographie reflektiert und unterläuft, vgl. Weigel: »Hinterlassenschaften, Archiv, Biographie« (Anm. 5), S. 38–40.

<sup>17</sup> Taubes: *Scheiden* (Anm. 14), S. 201.

<sup>18</sup> Ebd., S. 110.

menhängende Bild einer Person zu gewinnen. Stattdessen gilt es, ihre Hinterlassenschaften aufzusuchen und an diese die Frage nach einem intellektuellen Leben und Schreiben zu richten, das von Abgetrenntheit und Zerstreung gekennzeichnet ist.

Der Hinweis im zu Lebzeiten veröffentlichten Roman führt zu den Texten, die die Autorin Susan Taubes im Verborgenen überlebt haben. So unterschiedlich diese Dokumente auch sind, so können sie alle als Zeugnisse einer Arbeit an den Problemen und Fragen gelesen werden, die die Schriftstellerin und Philosophin ihr Leben lang beschäftigten. Dazu gehört die fortwährende Reflexion von Situationen der Entfremdung, des Verlusts und der Ortlosigkeit; das betrifft Taubes' private Aufzeichnungen genauso wie ihre theoretischen und literarischen Schriften. Gerade Taubes' Prosaschriften, entstanden in den 1960er Jahren, variieren die Hinterfragung von Konzepten, die etwa lebensgeschichtliches Kohärenzbewusstsein als Bedingung von Identität begreifen oder von der Selbstverständlichkeit eines Grundgefühls ausgehen, dass jede Person souveräne Akteurin ihrer Biographie ist. In Taubes' Texten zeigt sich die Kritik an solchen Vorstellungen von Einheit und Kontinuität als wiederkehrende Motive der gewaltsamen Fremdzuschreibung und der Auflösung jeder Vorstellung einer geschlossenen Identität. So etwa in der Erzählung *The Patient* (dt. *Der Patient*), erschienen 1966/67 im *Transatlantic Review*; sie beginnt mit den folgenden Worten des Text-Ich, das aus der Perspektive eines Psychiatrie-Patienten spricht: »Ich habe keine Vergangenheit. Ich wurde als Pflegefall geboren, alterslos, geschlechtslos, vor Monaten oder Jahren, möglicherweise in diesem Bett.«<sup>19</sup> Tatsächlich bleiben die ganze Erzählung hindurch alle Hinweise auf eine persönliche Vergangenheit, Namen und sexuelle Identität nur wechselnde Vermutungen, bekräftigt oder erschüttert werden diese ausschließlich durch Vermerke in den Krankenakten und Äußerungen der behandelnden Psychiater.

Das Problem von Fremdheit und Mangel an Zugehörigkeit wird auch in Taubes' philosophischen Arbeiten zur Theorie der Tragödie, zu gnostischen Elementen in Heideggers Denken sowie zu Simone Weil und einer negativen Theologie verarbeitet. So auch in dem Aufsatz *The Riddle of Simone Weil*<sup>20</sup>, 1959 veröffentlicht in der Zeitschrift *Exodus*, kurze Zeit nachdem Taubes beschlossen hatte, sich verstärkt dem literarischen Schreiben zu widmen. Im Aufsatz beschreibt sie eine jüdische Existenz in der Moderne mit der »Konfiguration einer doppelten Entfremdung«

<sup>19</sup> Susan Taubes: »The Patient«, in: *Prosaschriften* (Anm. 3), S. 11–20, hier S. 11.

<sup>20</sup> Susan Taubes: »The Riddle of Simone Weil«, in: *Exodus* 1 (Spring 1959), S. 55–71. Der Aufsatz wird ins Deutsche übersetzt in Bd. 2 der *Schriften* erscheinen.



(»double estrangement«)<sup>21</sup> u. a. am Beispiel Kafkas und der Philosophin Weil: als Angehörige einer Minderheit abseits der vertrauten Mehrheitskultur und zugleich außerhalb der fremd gewordenen eigenen Tradition. Diese radikale Außenseiterposition formuliert Taubes im Jahr 1952 als 24jährige Philosophiestudentin ganz ähnlich in einem privaten Brief an ihren damaligen Ehemann Jacob Taubes zur Beschreibung der eigenen Situation: »I was born outside of the law; I grew up in opposition to the law, with no roots in family, a people or a state, standing outside of my fate as a Hungarian jewish immigrant etc.«<sup>22</sup>

Außerhalb des Gesetzes, ohne Zugehörigkeit zu einer Familie, einer Nation oder einem Staat – und: außerhalb des eigenen Schicksals als ungarische jüdische Immigrantin. In der Zusammenschau der publizierten und unpublizierten Materialien zeichnet sich ein vielgestaltiger Mangel an Zugehörigkeit als Horizont von Taubes' Schreiben ab. Neben der Erfahrung des mehrfachen, teilweise erzwungenen Wechsels ihrer geographischen Aufenthalte umfasst er ihr konfliktreiches Verhältnis zum Judentum, ihren schwierigen Ort als weibliche Intellektuelle in den 50er und 60er Jahren und ein lebenslanges Oszillieren zwischen Literatur und Philosophie. Das Archiv bringt die Koordinaten für diese Geschichte zu Gesicht.

So dokumentiert im Kinderpass von Judit Zsuzsánna Feldmann ein Quotenvisum, ausgestellt am 16. Februar 1939 durch das US-amerikanische Konsulat in Budapest, und ein Transmigrantenstempel des »Immigration Officer Newhaven« vom 6. April die Emigration der damals Elfjährigen in die Vereinigten Staaten. Ein »Ausländerausweis«, ausgefertigt am 4. Oktober 1947 in Genf, belegt, dass sie, bereits als Susan Judith Feldman, 1947 zum ersten Mal wieder nach Europa reiste.

Während dieser Reise gelang es ihr auch, die Mutter in Budapest zu besuchen, die dort als eine von wenigen aus der Familie die Vernichtung überlebt hatte. Zurück in den USA lernte sie Jacob Taubes in New York kennen und heiratete ihn 1949. Der räumlichen Trennung während der nahezu gesamten ersten drei Ehejahre verdanken wir die umfangreichen Korrespondenzserien, die als Edition bereits vorliegen. Denn nach einem gemeinsamen Studienjahr in Israel blieb Jacob zunächst dort, um an der Jerusalemer *Hebrew University* zu lehren und zu forschen, während Susan in den USA und Paris Philosophie studierte und 1956 in Harvard mit einem PhD abschloss. In diesen Jahren entstand auch das *Gros* ihrer philosophischen Schriften.

<sup>21</sup> Ebd., S. 70.

<sup>22</sup> »Susan Taubes an Jacob Taubes«, Paris, (18. Mai) 1952, in: Taubes: *Die Korrespondenz 1952* (Anm. 3), S. 229.

Mitte der 60er Jahre folgte die Scheidung. Melderegister, Stempel in Reisepässen, Adressierungen auf Briefumschlägen und andere Dokumente zeugen davon, dass Taubes abwechselnd in Paris und New York lebte und dazu ungeheuer viel reiste. Universitätsakten und Briefäußerungen dokumentieren für denselben Zeitraum einen Rückzug von der akademischen Bühne. Eine große Anzahl an Manuskripten und umfangreiche Korrespondenzen mit Literaturagenten, Verlagen und befreundeten Schriftstellern bezeugen dafür den Beginn einer immensen literarischen Produktivität. Publiziert hat Taubes zu Lebzeiten neben dem Roman jedoch lediglich zwei Erzählungen: *The Patient* und *The Sharks* (1965, dt. Die Haie)<sup>23</sup>; die letztgenannte entfaltet an ihrem Ende das Szenario eines Todes auf den Endlosschwellen eines wiederkehrenden Traums vom Erwachen in einem Albtraum.

Die Verflüssigung der Grenzen zwischen Traum und Wachen, zwischen Erinnerung und Gegenwärtigem und zwischen Leben und Tod, kennzeichnet diese Schriften: Es sind Inszenierungen von Fremdheit und Entortung und zugleich wieder und wieder Entwürfe von Lebensgeschichten, die nicht in Eindeutigkeit und Kontinuität gründen, sondern im Ungewissen und Gebrochenen.

Diese Texte können im Lichte privater Aufzeichnungen aus Taubes' Nachlass gelesen werden, die die Voraussetzungen für ein solches Schreiben dokumentieren; das soll im Folgenden anhand von zwei Dokumenten beziehungsweise Konvoluten gezeigt werden: dem *Budapest Journal*, einem Tagebuch, das Taubes 1969 wenige Wochen vor ihrem Tod auf einer Erinnerungsreise an den Ort ihrer Kindheit geführt hat, und den Briefen, die Taubes zwischen 1950 und 1952 aus New York und Paris an ihren Ehemann Jacob in Jerusalem schrieb.

Ein wiederkehrendes Thema in dieser frühen Korrespondenz ist die Frage nach dem Fortbestehen jüdischer Tradition im Angesicht der Vernichtung. So stellt Taubes aus der skizzierten Position der radikalen Außenseiterin heraus immer wieder die Aktualität religiöser Topoi wie ›Gesetz‹ oder ›Gerechtigkeit‹ in Frage, dies verbunden mit der Suche nach Formen der Zugehörigkeit abseits von Herkunft und Tradition. Ausgangspunkt für diese Auseinandersetzungen ist die Situation des Exils. Deren Konnotationen unterscheiden sich in Korrespondenzen und Tagebuch. So sprechen Taubes' Briefe aus den 1950er Jahren von einem Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit als Einziges, was Bestand hat in einer lebensgeschichtlichen Verkettung von Diskontinuitäten, und sie

---

23 Susan Taubes: »Die Haie«, in: *Prosaschriften* (Anm. 3), S. 21–25.



schreibt auch, dass sich eine Vertrautheit mit dem Exil einstellt, die Erlösung verspricht:

One grows into a familiarity with all the strange faces of Fate – slowly a pattern lights through the daily toil and redeems the sweat, backache and anxiety. The moment comes when the exile also celebrates his fate.<sup>24</sup>

17 Jahre später erscheint das Schicksal der Exilierten nicht im Zeichen der Feier. Für den 8. September 1969 machte Taubes im *Budapest Journal* eine Notiz anlässlich ihrer Wiederbegegnung mit dem Haus in der Pasaréti út 35, in dem sie bis zum 12. Lebensjahr ihre Kindheit verbracht hatte. Darin schreibt sie von einem bizarren Zusammentreffen mit den jetzigen Bewohnern, Ungarn, an die ihr Vater 1939 das Haus verkauft hatte. Diese jetzigen Bewohner wollen die Besucherin vor ihrer Haustür vertreiben. So liest man:

I remembered I walked up there home from school, and the bushes at the side leading to the garden in the back; now I remembered the green shutters; my dog wasn't on the flat stone balustrade, and I couldn't run up the steps to my home. [...] Kept trying to reason against sudden outrage and bitterness: But your father sold the house, they didn't take it from you. He sold the house. In vain, when the heart cried out against a pain deeper than political injustice, against time and change itself; intolerable that I should stand here as another, denied access to the house; intolerable to stand here after thirty years of disembodied rootless wandering. Intolerable this other person I was for / became through thirty years, was now and would continue to be, intolerable to be the person who ceased to live in this house.<sup>25</sup>

Im welcher Beziehung steht diejenige, die damals als Elfjährige jenes »Zuhause« verlassen musste, zu jener »anderen Person«, der jetzt, als einundvierzigjähriger Frau, nach jahrzehntelanger Abwesenheit der Einlass verweigert wird?

Antworten geben die Zeugnisse im Archiv, in Gestalt von Reflexionen zu Heimatlosigkeit und politischer Gewalt, wie sie sich u. a. in Taubes' postalisch geführten Debatten mit ihrem damaligen Ehemann artikulieren, 15 Jahre vor dieser Szene auf der Schwelle zum Haus ihrer Kindheit. Schauplatz dafür ist ihr Verhältnis zum Judentum. Dieses beschreibt sie als zwangsläufig empfundene Verbundenheit mit der Tradition und einer unaufhörlich erfahrenen Desintegration. So berichtet sie in einem Brief von ihrer Lektüre eines Verses im 3. Buch Mose, in

<sup>24</sup> »Susan Taubes an Jacob Taubes, New York, 8. Oktober 1950«, in: Taubes, *Korrespondenz 1950–1951* (Anm. 3), S. 42.

<sup>25</sup> Taubes: *Budapest Journal*, keine genaue Datierung, zwischen jeweils einem Eintrag vom 8. und 12. September 1969 (ZfL, Susan Taubes-Archiv).

dem es heißt: »Und wer etwas Unreines berührt, dessen Seele soll aus seinen Volksgenossen ausgerottet werden.«<sup>26</sup> Taubes dazu:

[...] as I read, the soul that shall touch any unclean thing ... that soul shall be cut off from his people ... I am in terror for a moment, but only for a moment, because for one who is already cut off from his people this can be no threat, the dead cannot be threatened or terrified by anything. Only the living are at stake, and the question is how much life we have yet in us, what have we yet to lose ...«<sup>27</sup>

Inwieweit sind die Überlebenden am Leben? Wie kann man weiterleben und sich gleichzeitig einer Tradition verbunden wissen, die den Bedrohungen der Gegenwart nicht standhält? Die Überlieferung wird genau an der Schwelle brüchig, an der die Lebenden sich fragen müssen, ob sie tot sind, die Toten aber lebendig bleiben. Taubes schreibt im selben Brief:

We know well enough the vulnerability of the body but are we willing to face that there is no point of invulnerability anywhere in our existence, least of all in the soul, that we are totally exposed. And that means that the soul has its own need for bread, shelter and clothing, of which it can be deprived all too easily<sup>28</sup>

Für Taubes gibt es im Menschen keinen Ort, der von den Folgen der Gewalt nicht berührt werden könnte. Das Ineinandergleiten von Stabilität und Erschütterung, von tot und lebendig: Diese am eigenen Leib erlebte Verschiebung einst sicher geglaubter Grenzen ist Anlass für eine Mitteilung, adressiert an ihren Ehemann, um zu sagen, dass, wenn die Seele des Menschen ebenso zerstörbar ist wie sein Leib, die Frage nach »tot oder lebendig« in diejenige nach dem *Grad* der Zerstörung des Menschen verschoben werden muss.

Es sind diese existenziellen Fragen, denen Taubes' philosophische Auseinandersetzungen über Heidegger und Weil entspringen und auch ihr poetisches Programm.

Als Taubes Ende der 50er den Umschwung von der Philosophie zur Literatur vollzog, waren die erwartete Vertrautheit mit dem Exil und das Konzept der »double estrangement« keine Aufenthaltsorte mehr angesichts eines wachsenden Gefühls von Fremdheit in der Welt. Stattdessen war jetzt die Literatur ein Ort für die Erkundung von Zugehörigkeit; so schreibt sie 1969 im *Budapest Journal*:

<sup>26</sup> Kap. 7, V 20. Zit. n. *Neue Jerusalemer Bibel*, 1. Aufl. der Sonderausgabe (16. Aufl. der Gesamtaufl. unveränderter Nachdruck der Erstauflage von 1985), Freiburg 2007.

<sup>27</sup> »Susan Taubes an Jacob Taubes, Rochester, 15./16. Dezember 1950«, in: Taubes, *Korrespondenz 1950–1951* (Anm. 3), S. 145–146.

<sup>28</sup> Ebd., S. 145.

Something of a more or less inadequate life is necessary to give the impetus to create a more adequate counter world in art. And somewhere in all that disordered web, there must be one thread connecting with life, which makes me an extension of something else, like a leaf like a cat.<sup>29</sup>

Ein Leben, wahrgenommen als »ungeordnetes Netz«, erzeugt die Vorstellung, Teil von etwas zu sein, was man selbst nicht ist – als Voraussetzung für eine Gegenwelt in der Literatur.

Der Eintrag im Tagebuch beschreibt das eigene Leben als eine Geschichte, deren voneinander getrennte Teile über Orte und Zeiten aufgefächert bleiben und sich zu keinem kohärenten Lebenslauf mehr zusammenfügen lassen. Motor dafür ist die Wucht einer plötzlichen Erinnerung. Davon berichtet abermals das *Budapest Journal* im Anschluss an die groteske Szene:

Wanting this irrelevant episode to be over; to be on the train to Geneva; wanting to read my philosophy book; and afraid to open it in Budapest. Afraid (to find out that) the philosopher was put out of circulation; that very delicate artificial, invented self. The house seen twenty years ago with strange, numb detachment, a frozen memory now thaws suddenly into live [...].<sup>30</sup>

»that very delicate artificial, invented self«. Aus der Perspektive der Nachträglichkeit wird die junge Philosophin von einst zu einem zerbrechlichen Konstrukt. Die Briefe, 15 Jahre zuvor adressiert an ihren damaligen Ehemann, zeugen von der Erwartung, die Erlösung von dem Schmerz über die Unmöglichkeit einer Rückkehr an den Ausgangsort des Exils würde sich in Gestalt des Exils selbst ereignen. Im Tagebuch richtet sich die Angst darauf, dass auch eine Rückkehr in diese Erwartung nicht mehr möglich ist. Dort ist auch eine Antwort auf die Frage zu lesen, warum das Exil kein Aufenthaltsort sein konnte:

[...] my feelings/emotions are more conflictual, than that of most exiles toward their country of origin, because of my feeling of not having left. I did not myself chose the decision was made for me, and this has left me in a sense open to the country in a dangerous and completely irrational way [...] – It's as if part of me simply hasn't accepted the fact of my having left, [...] and longs for some kind of impossible restitution and reintegration. [...].<sup>31</sup>

Das Geschriebene gilt einem Ort außerhalb des Teils von ihr selbst, der im Haus ihrer Kindheit zurückgeblieben ist und gleichzeitig außerhalb des Exils; so kann man sagen: in einem Exil ohne Exils-Status.

<sup>29</sup> Susan Taubes: *Budapest Journal*, 18. Oktober 1969.

<sup>30</sup> Ebd., keine genaue Datierung, zwischen jeweils einem Eintrag vom 8. und 12. September 1969.

<sup>31</sup> Ebd., 16. Oktober 1969.

\* \* \*

Der Roman, die Erzählungen, die Briefe, das Tagebuch: diese ganz unterschiedlich datierten, adressierten und schließlich klassifizierten Dokumente berichten von verschiedenen Autorschaften, für die ein gemeinsamer Referenzpunkt offensichtlich wird: der Mangel an festem und sicherem Aufenthalt: als Jüdin, der die Tradition fremd blieb, als US-amerikanische Staatsbürgerin, die sich in den USA niemals heimisch fühlte, als ungarische Muttersprachlerin, die auf Englisch schrieb, als Emigrierte, der der Verlust eines Lebens gewahr wird, das immer schon in keinem auch nur halbwegs sicheren Zusammenhang zu verorten war.

Das Archiv produziert hier keine Vergangenheit als zusammenhängende Geschichte, an der sich eine lückenlose Biographie ablesen ließe. Stattdessen gibt die Zusammenschau der Verzeichnung als Inventar und der Verzeichnung als intellektuelle Biographie eine zweifache Bewegung zu erkennen: die Überführung von der Ordnung *vor* dem Archiv in die Ordnung *im* Archiv. Sie zeigt aber auch eine gegenläufige Bewegung an, in der die geordneten Dokumente lesbar werden als Koordinaten in einem »ungeordneten Netz« – »disordered web«, wie Taubes schreibt – als Haltepunkte für die Verzeichnung eines Lebens zwischen Orten, die absolut keinen Orts-Status haben. Die biographische Studie, die das mitbedenkt, ist damit vielleicht eine Möglichkeit, die Tatsache produktiv zu machen, dass das Eigenleben der Objekte trotz Domestizierung im Archiv nicht restlos stillgestellt werden kann, etwa mit dem Verweis auf Nicht-Ein-Ortbare wie die beschriebene Sehnsucht nach der unmöglichen Wiederherstellung.